

*Natalia Chodorowska**

DIE IDENTITÄT DER DRITTEN GENERATION AM BEISPIEL DES ROMANS *HIMMELSKÖRPER* VON TANJA DÜCKERS

Die Literatur deutschsprachiger SchriftstellerInnen der Nachkriegszeit liefert interessante, in soziologischer, gesellschaftlicher und historischer Hinsicht oft aufschlussreiche Beiträge. Die Thematik ausgewählter Werke lässt diese schriftstellerischen Aufzeichnungen als bedeutenden Bestandteil der literarischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit wahrnehmen. In den Mittelpunkt des vorliegenden Artikels wird der Roman *Himmelskörper* der deutschen Schriftstellerin Tanja Dückers gestellt. Die Autorin kann aufgrund ihres Geburtsdatums (Jahrgang 1968) als Vertreterin der Nachkriegsgeneration angesehen werden, die in der neueren deutschen Literatur eine neue Strömung, einen gewissen Erinnerungsboom eröffnet. Diese Erinnerungswelle der Nachfolgegenerationen wird durch das Aufwachsen unter Familienangehörigen der Erlebnisgeneration motiviert, die aus eigener Erfahrung die Zeit des Nationalsozialismus kannte und in ihm in unterschiedlichster Weise verstrickt war. Die öffentliche Abrechnung mit der kollektiven Schuld der Deutschen, sowie allmählich immer ausdrücklicher betonte Opferrolle der Deutschen brachten den Nachfolgern die Erkenntnis, auch ein Teil dieser historischen Auseinandersetzung sein zu wollen.

Tanja Dückers kann zur sogenannten dritten Generation – der Enkelgeneration gezählt werden. Diese Generationsgruppe bildet zusammen mit der ersten und zweiten Generation ein Rückgrat im intergenerationellen familiären Diskurs. Es besteht eine indirekte Verbindung mit den Ereignissen der Phase der NS-Zeit aufgrund dieser Verwandtschaft. Für die dritte Generation sind der Nationalsozialismus und alle mit ihm kurz darauf eingetretenen Folgen kein Teil der Lebensgeschichte. All die Erlebnisse ihrer Großeltern und Eltern sind nur eine vermittelte, tradierte Geschichte (vgl. Leonhard 2006, S. 75).

Am literarischen Schaffen der Vertreter der dritten Generation kann man bemerken, dass die narrative Aufarbeitung der Geschichte im familiären Erinnerungsrahmen nicht im Dienste der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit

* Natalia Chodorowska M. A., Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu. E-Mail: n.chod@doktorant.umk.pl

steht. Es ist tatsächlich nicht häufig der Fall, „dass sich die jungen Autoren (...) an Dinge erinnern, die sie nicht erlebt haben. Im Gegenteil, sie machen keinen Hehl daraus, dass sie keine eigene Erinnerung haben, sondern nähern sich der Zeit, aus der sie erzählen wollen, in einer Spurensuche an“ (Leonhard 2006, S. 143f.).

Nach und nach lässt sich die ansteigende Tendenz unter Vertretern der dritten Generation verzeichnen, ihre Position auf der gegenwärtigen, intergenerationellen Diskursebene durchzusetzen und eine neue Umgangsweise mit der deutschen Vergangenheit in Interviews, Forschungsbeiträgen und im literarischen Schaffen einzuführen. Jahrelang mussten sie im Wettstreit über den Wahrheitsanspruch und Erinnerungsmonopol zwischen der Generation der Großeltern und Eltern die Rolle der ewigen Objekte und Platzhalter in den Diskursen anderer erdulden, in denen „die zweite Generation ihre Deutungshoheit weiterhin [behauptet] und versucht, der dritten jede Möglichkeit zu moralisch begründetem Urteil abzusprechen“ (Blasberg 2006, S. 166).

Nina Leonhard wies in Bezug auf die Spezifik des familialen Gesprächs in ihrem erkenntnistheoretischen Beitrag auf die Tatsache hin, dass den Vertretern der dritten Generation die Grenzziehung zwischen der tradierten Geschichte im familiären Kommunikationsraum und dem vermittelten Wissen über den Nationalsozialismus im öffentlichen Diskurs leichter fällt – dementsprechend kommen in diesem Bereich zahlreiche Diskrepanzen in der Beurteilung des Verhaltens der Familienmitglieder in dieser Zeit und des damals herrschenden Regimes vor (vgl. Leonhard 2006, S. 76). Vergleicht man diese Feststellung mit sozialpsychologischen Forschungen von Harald Welzer und Gabriele Rosenthal an der Verfertigung der NS-Vergangenheit im transgenerationellen Gespräch, scheint diese These nicht ganz belegbar zu sein. Laut ihrer Befunde erweist es sich für die jüngste Generation aufgrund des lediglich tradierten Charakters der Geschichten und des Wissensmangels in diesem Bereich, sowie des emotionalen Bezugs zur Zeitzeugengeneration als höchst schwierig, die Familiengeschichte vom Regime abzutrennen, umso mehr, wenn der Verdacht besteht, dass die Familienmitglieder die Rolle des Täters oder Mitläufers im verbrecherischen System erfüllt haben oder in ihren Geschichten geheimnisvolle Lücken oder Unklarheiten vorhanden sind.

Jens Fabian Pyper, der sich auch als Angehöriger der dritten Generation bezeichnet, ist sich dessen bewusst, dass das erfolgreiche Tradierungseffekt kein vollständiges, völlig objektives Wissen über den Nationalsozialismus und die darauf folgende Zeit sein kann, aber die Art und Weise, wie der familiäre Diskurs geführt wird, soll nicht unterschätzt werden. Das macht er am folgenden Zitat aus seinem Forschungsbeitrag deutlich:

Meine Generation kann nur durch die Bilder und Erinnerungen ihrer Eltern und Großeltern vom Holocaust erfahren, und dies ist nicht möglich, ohne zugleich auch Wertungen der Fakten vermittelt zu bekommen. Entscheidend aus meiner Sicht ist aber, wie dies geschieht:

Ob versucht wird, mit uns gemeinsam darüber nachzudenken, welche Wertungen heute sinnvoll sind; oder ob wir nur als Objekt der Erziehung betrachtet werden. Letzteres ist dem Erinnern selbst abträglich und wird spätestens, wenn die Jüngeren die Einseitigkeit dieser Kommunikation wahrnehmen, kontraproduktiv. (Pyper 2004, S. 229)

Die Angehörigen der dritten Generation nehmen die Erzählungen ihrer Großeltern und Eltern wahr, aber bei vielen von diesen Angehörigen unterliegen sie einer Deutungsänderung, um das unbequeme Bild der Vorfahren als Täter oder Mitläufer aus dem allgemeinen Geschichtswissen durch das Verfahren der „kumulativen Heroisierung“ herauszunehmen, das heißt „das Böse der nationalsozialistischen Herrschaft und das Gute der eigenen Großeltern und Urgroßeltern in friedliche Koexistenz zu bringen“ (Welzer, Moller, Tschuggnall 2002, S. 80). Das Welzersche Modell findet selbstverständlich nicht bei allen Fällen aus den Nachfolgegenerationen Anwendung – in literarischen Texten, in denen die Vertreter der dritten Generation auftreten, unterlassen sie das Verschweigen und Verdrängung zugunsten der Suche nach der Wahrheit und der Konfrontation mit den Generationen der Vorfahren (vgl. Herrmann 2004, S. 155f.).

In der Behandlung dieser Problematik sieht Tanja Dückers einen Auftrag, „im Namen der Generation ohne authentische Erfahrung“ aufzutreten und die zeitlich distanzierte Perspektive der Nachfolgegeneration aufzuwerten (Kamińska 2010, S. 151). Der Meinung der Schriftstellerin zufolge, könnte sie einen kritischen, distanzierten Blick auf die heikle Epoche des NS-Regimes gerade jüngeren Generationen zutrauen, weil sie aufgrund ihres Erinnerungsmangels eher unparteiisch und nicht so pathetisch wie die Erlebnisgeneration seien (vgl. Kamińska 2010, S. 159). Deswegen wählte sie auch zur Hauptprotagonistin eine junge Frau, die keine Zeitzeugin war und relevante Geschichtskennntnisse sich selbst aneignen musste. Dies lässt die Autorin folgendem Zitat entnehmen: „Ich befürchte einen gewissen Authentizitätsdünkel. Dass mir mein Alter vorgeworfen wird und Ältere meinen, wenn man nicht selbst im Bombenhagel gestanden hat, sei man nicht berechtigt, über solche Themen zu schreiben. Vorbeugend habe ich eine Hauptfigur gewählt, die nicht auf der Gustloff war, sondern recherchieren muss“ (Haberl 2003).

Tanja Dückers beweist mit ihrem Werk, sie sei

Angehörige der ‚Enkelgeneration‘, die bereit ist, als Autorin sich in die Erfahrungswelt der Zeitzeugen hineinzusetzen. Diese dritte Generation hat Distanz genug, um nicht nur die deutsche Täterschaft zu thematisieren, sondern auch Deutsche als Opfer wahrzunehmen; um zur Kenntnis zu nehmen, dass es unter den Deutschen auch schuldlos Leidtragende gab, und anzuerkennen, dass diese Tatsache zur deutschen nationalen Identität gehört. (Stüben 2006, S. 171)

Den Knotenpunkt des Handlungsstrangs bildet das Vorhaben der Hauptprotagonistin Freia, einer Wolkenforscherin aus Berlin, im Rahmen der „Transformationsarbeit“ ein Erinnerungsbuch über ihre Familie zu schreiben. Dabei setzt sie

sich mit ihrer Geschichte auseinander und nimmt genauer die Deckerzählungen, Fotos und Dokumente ihrer Großeltern, die sich im Verlauf des Plots zu einer jahrelang konstruierten Lüge zusammenschließen, unter die Lupe (vgl. Herrmann 2004, S. 150). Die Gedanken der Hauptprotagonistin an ihre Familie und das allmähliche Aufdecken eines das familiäre Leben störenden Geheimnisses bauen die ganze Geschichte auf: „Stück für Stück setzt sich aus den Erinnerungen, Vorstellungen, Vermutungen, Fragen mit und ohne Antworten das Bild der Familien Sandmann und Bonitzky zusammen, und ein Geheimnis taucht in Andeutungen auf“ (Blasberg 2006, S. 152).

Das Interesse Freias an Erinnerungen ihrer Familie reicht bereits in ihre Kinderjahre und wird durch keinen besonderen äußeren Impuls angeregt. Es ist einfach zum festen Bestandteil der kindlichen Spiele und Märchen geworden (vgl. Ganeva 2007, S. 157). Einen solcher Phantasieräume in der Kindheit Freias und ihres Bruders Pauls stellte das Schrumpelbein des Großvaters dar. Lange Zeit beschäftigte die beiden Kinder die Frage, infolge welches Ereignisses er sein Bein verloren hatte. Die Antwort „Im Krieg“ war für sie zu rätselhaft und sie wurden mit ihrer Deutung allein gelassen (vgl. Giesler 2007, S. 289). Deswegen haben sie in ihrer kindlichen Neugier all die vagen Begriffe der Großeltern über den Krieg in schlüssige, für sie selbst nachvollziehbare naive Geschichten verwoben, z. B. über ein Großvaters‘ Bein verschlingendes Grübelmonster aus einem fernen See oder Wälder namens „Rußland“ (vgl. Dückers 2003, S. 81–83):

Auf unsere neugierigen Fragen, warum Großvater denn so ein Schrumpelbein habe, bekamen wir immer die gleiche Antwort, nämlich daß Großvater im Krieg gewesen sei. Was das bedeuten sollte, wurde uns nicht klar. Krieg schien jedenfalls ein schrecklicher Ort zu sein, eine Gefahrenzone, in die aus irgendeinem Grund nur Männer kamen. Es hieß noch, daß Großvater hart gekämpft und Großmutter lange auf ihn gewartet habe. (...) Wenn Paul und ich auf der Mittelinsel des Bleichen Sees lagen, stellten wir verschiedene Überlegungen an, wie Großvater denn wohl zu seinem Stumpf gekommen war. Den vagen Begriff Krieg, von dem die Eltern entweder mehr wußten, als sie sagten, oder selber nicht viel Ahnung hatten, wollten wir mit einer schlüssigen Geschichte auffüllen. (...) Paul und ich waren uns nicht ganz sicher, ob Krieg eher einen Ort oder ein Ereignis bezeichnete. (Dückers 2003, S. 78f.)

Aufdringliche Fragen der Kleinen stießen allmählich auf Ungeduld und Wut der Großmutter, die sie mit lakonischen Antworten abzufertigen versuchte. Die Tätigkeit, mit der sich der Großvater in diesem geheimnisvollen, grausam klingenden Leitwort ‚Krieg‘ beschäftigt hatte, blieb die ganze Zeit ein Tabu, vor dessen Bruch sich die Familie sehr zu fürchten schien:

Was genau Großvater mit oder im Krieg passiert war, bekamen wir nicht heraus. Es ärgerte uns, daß die Erwachsenen entweder nur riefen „So oder so ähnlich könnte es gewesen sein“ wie Jo oder gar nichts sagten wie Renate oder wie Peter einfach nur: „Könnt ihr noch mal von was anderen reden? Großvater hat sein Bein im Krieg verloren, wie, weiß ich auch nicht“. (Dückers 2003, S. 82)

Eines Tages kam es zu einem heftigen Streit in der Familie, nachdem die Großmutter anhand der ausgedachten Geschichten der Kinder entdeckt hatte, dass die beiden eine viel klarere Ahnung von dem haben, was hinter dem Wort ‚Krieg‘ steckt. Es stellte sich heraus, dass der Großvater auf einmal sich aus dem Schweigekreis auszuschneiden entschied und den Aufklärungsauftrag der Enkelkinder übernahm. Der war gleichzeitig davon tief überzeugt, dass sein Entschluss völlig gerechtfertigt war und deswegen brachte er ihnen Tatsachen über Hitler-Deutschland, den Rußlandfeldzug und sein verlorenes Bein bei:

Stockend suchte er nach einleitenden Worten, seine Erzählung war nicht zusammenhängend, er unterbrach sich selbst ständig mit seinem Husten. Er war Soldat, erfahren wir, für Hitler zog er in den Krieg, nach Rußland, am Anfang lief alles wie am Schnürchen, murmelte er. Wir rückten dichter. Dann wurde alles immer schwieriger, sein Regiment wurde zurückgedrängt, sie konnten nicht, wie Hitler versprochen hatte, Weihnachten wieder nach Hause. (...) Er zeichnete uns mit einer Hand zitternde Landkarten in die Luft, er bohrte Frontlinien und Hauptkampflinien ins Nichts die ganze Welt brach plötzlich in unsere kleine, von Tee, Waffel und Puderzuckergeruch gefüllte Stube. Irgendwann hörte Großvater einfach auf mit den Worten „minus 52 Grad und diese Weite ... diese Weite ... ach, Kinder, diese schreckliche Weite“. Damit ließ er uns im riesig gewordenen Eßzimmer allein. (Dückers 2003, S. 86f.)

Mit dieser zutiefst erschütternden Erzählung sorgte Großvater Mäxchen bei Kindern für ein großes Entsetzen und Mitleid zugleich. Sie empfanden ein riesiges Leiden und Hass beim Gedanken, jemand habe damals auf den Opa geschossen und er hätte demzufolge jetzt nicht unter Lebendigen sein können. Von nun an ragte der Großvater für Freia und Paul wie ein glücklich geretteter, unbesiegbarer Held, der dem Unrecht und Unglück ausgesetzt war (vgl. Dückers 2003, S. 87).

Die Hauptprotagonistin sah übrigens während ihrer Schulbildung ein, wie weit diese Schilderungen und sachhafte, objektiv messbare Fakten und Daten, die die Lehrer ihren Schülern einprägten, auseinander lagen. Allmählich fiel ihr ein, hinter verschiedenen Antworten müsse also etwas versteckt werden (vgl. Kamińska 2010, S. 153). Aufgrund dessen stellt die Autorin die „Diskrepanz zwischen den schulisch vermittelten Inhalten des kulturellen Gedächtnisses und dem familiär tradierten Geschichtsbewusstsein“ (Kallweit 2005, S. 183) dar, was die Kinder zur Verwirrung brachte. Die lebhafteste, emotionale Erzählung des nahen Familienmitgliedes über Leichen, Bombenexplosionen und Gaskammern sprach anfangs wirksamer zur Vorstellungskraft der jungen Menschen, die nur auf Überlieferungen aus zweiter Hand angewiesen waren und sich auf diesem Grund ihr Bild von Ereignissen der NS-Zeit stiften konnten. Die Brutalität und Ausmaß dieser Bilder verankerten sich fest in ihrem Bewusstsein und verliehen dem sachlich und nüchtern vorgetragenen Wissen den Schein der Glaubwürdigkeit (vgl. Dückers 2003, S. 92). Die geschichtliche Wiedergabe von Fakten in der Schule bestand in eintöniger Berichterstattung, ohne dass junge Menschen zu tieferem Nachdenken angespornt wurden. Historische Vorfälle, auch solche wie die Zeit

des Nationalsozialismus, wurden als Kette von Geschehen in mannigfaltigsten Konstellationen von ursachlichen Zusammenhängen dargestellt, die äußeren zyklischen, biologischen, historischen Gesetzen und Prozessen unterlagen (vgl. Dückers 2003, S. 93).

Auf dieser Grundlage wurden solche jungen Menschen, wie die Protagonisten Freia und Paul, von der in die NS-Zeit involvierten Erlebnisgeneration als unmündige Jugend behandelt, die zu keinerlei Urteilen berechtigt ist und keine Ansprüche erheben darf, um die Glaubwürdigkeit der nicht erlebten Geschichte zu bewähren. Das Monopol auf politische und geschichtliche Wahrheit im kommunikativen Gedächtnis hegten nur die direkt Betroffenen und dies ließen sie den Nachkommen nachdrücklich spüren (vgl. Ächtler 2009, S. 279):

Da wir den Krieg nicht selbst miterlebt hatten, wurden wir für unmündig erklärt und alle skeptischen Fragen mit dem Argument „Na, ihr wißt ja gar nicht, was ihr damals an unserer Stelle gemacht hättet!“ in den Wind geschlagen. Der Lieblingssatz von Jo in diesem Zusammenhang war, daß diese Dinge nicht so einfach sind und man da nicht so einfach drüber reden kann wie übers Mittagessen. (Dückers 2003, S. 95)

Besonders heikel schien die Fluchtgeschichte von den Großeltern und Mutter Renate aus Gotenhafen. Die Protagonistin macht darauf aufmerksam, dass ihr Bruder und sie diese Geschichte bereits fast auswendig kannten und dass in diesen Momenten immer wieder heftige Konflikte zwischen der Großmutter Jo und Renate ausbrachen. Die Autorin lässt übrigens darauffolgendem Zitat entnehmen, wie durchdacht die Narration durchgeführt wurde, so dass sie einen größeren Eindruck auf Zuhörer machen sollte:

Die Geschichte ihrer Flucht kannte ich schon auswendig. Wie einen Weg, den man sehr oft abgeschritten hat, kannte ich fast jede Redewendung, jede sprachliche Ausschmückung. (...) so wußte ich genau, welche Höhepunkte, Kunstpausen oder retardierenden Momente Jos Fluchtgeschichte kennzeichneten. Und immer wieder gab es an den gleichen Stellen dieselben Streitigkeiten mit meiner Mutter, und immer wieder verstummte meine Mutter irgendwann resigniert und ließ Jo weiterreden. (Dückers 2003, S. 98)

Die Oma versuchte in zahlreichen Erzählungen ihr Selbstbild zu schöpfen, das sie eindeutig aus jeglichem Zusammenhang mit antisemitischer Doktrin ausschneidete. Sie betonte mehrmals ihre Empörung über die nationalsozialistische Politik des Fremdenhasses und berief sich immer wieder auf eine Geschichte, wie sie einmal einem jüdischen Jungen eine Banane geben wollte (vgl. Dückers 2003, S. 104). Freia erinnert sich dabei, „daß man am Ende fast den Eindruck bekommen konnte, Jo hätte ein KZ befreit. Irgendwie gelang es ihr, das Unterlassen einer Handlung zur Heldentat zu stilisieren“ (Dückers 2003, S. 105). Die Protagonistin unterstreicht mit dieser Anmerkung, die Geschichten der Großeltern seien damals auf ihre Beachtung gestoßen. In ihrer erwachsenen Perspektive sind aber keine Anzeichen dafür mehr vorhanden. Sie weigert sich ausdrücklich, die Taten der

Großeltern zu verharmlosen. Mit dieser Einstellung steht sie in der Opposition mit angeführten Forschungsbefunden von Harald Welzer, in denen er u. a. das Phänomen der „kumulativen Heroisierung“ auslegte (vgl. Eigler 2005, S. 23).

Die Großmutter beteuerte ihre Unschuld und unterstrich nachdrücklich, sie habe in keinem Zusammenhang mit Nazis gestanden. Unbewusst folgte sie der Tendenz, eigene Erinnerungen in ihrem Inhalt und ihrer Auslegung so zu ändern, damit sie nichts an Nachvollziehbarkeit und Relevanz für die Nachkommen verlieren. Wenn also die Großmutter von „guten Verbindungen zur Partei“ sprach, dann meinte sie in Wirklichkeit, es komme auf den Patriotismus an, aber nicht im nationalsozialistischen Sinne: „Freia, wir waren keine Nazis. Jede gewalttätige Ausschreitung haben wir abgelehnt. Grob, furchtbar fanden wir das. Vulgär. Diese Horden, die da herumzogen. Widerlich. Dieser Krach. Unser Umfeld war treudeutsch, aber nicht nazideutsch. Das war ein großer Unterschied, müßt ihr wissen“ (Dückers 2003, S. 126). Gleichzeitig verbarg sie jedoch nicht, dass sich die Wehrmachtssoldaten in ihren Augen die Ehre der Helden verdienten, da sie bereit waren, ihr Leben für die aus Ost- und Westpreußen fliehenden Zivilisten aufs Spiel zu setzen (vgl. Dückers 2003, S. 129).

Allmählich wurden Jo und Mäxchen immer älter und infolge der Krankheiten waren sie auf dauerhafte Pflege angewiesen. Die Protagonistin Freia erinnert sich an schwere Momente des Gedächtnisverlusts ihrer Großmutter, in denen es immer öfter passierte, dass sie eigene Enkelin mit anderen Personen verwechselte. Freia half der Oma bei der Rückkehr in ihre Lebensgeschichte während der NS-Zeit, indem sie versuchte, selbst in die Narration einzusteigen und sie in eine solche Richtung zu lenken, um endlich die Wahrheit zu entdecken und die fortdauernden Leerstellen im familiären Erinnerungsraum endlich zu beseitigen (vgl. Ganeva 2007, S. 160).

Die Hauptfigur erreichte das Ziel; die Großmutter hat sich so intensiv dem durchdachten Spiel hingegeben, dass alle, das ganze Leben getragenen Masken und Posen endgültig gefallen sind. Sie hat in ihren Schilderungen nichts mehr im Inhalt beschönigt, entstellt oder verschwiegen. Auf diese Art und Weise stellte sich z. B. heraus, es habe sich bei Omas guten Verbindungen zur Partei um tatsächliche Mitgliedschaft gehandelt, die die Flucht mit dem Schiff aus Gotenhafen in Sicht stellen konnte (vgl. Dückers 2003, S. 219). Dabei schälte sich also das wahre Gesicht der Großmutter aus, das sie die ganze Zeit in einem beschönigenden, relativierenden Licht zu pflegen vermochte. Dieses Bekenntnis regt in Freia eine Menge von rhetorischen Fragen an, die ihr beim besseren Verständnis oder vielleicht der Rechtfertigung verhelfen könnten:

Und ich fragte mich, welche Privilegien meine Großmutter besessen hatte, daß sie zu den Auserwählten gehörte, die am nächsten Morgen noch außer der Reihe an Bord genommen wurden. (...) Ich starrte Jo an und fragte mich weiter, was sie alles wußte, was ich nicht wußte. Was sie vergessen hatte und an was sie sich sehr wohl erinnern würde. (...) Die Anbordnahme.

Wie würde Jo dieses Ereignis in den Schubladen ihres Gedächtnisses archiviert haben? Als ultimativ negatives Erlebnis, als Verlust des geliebten Gotenhafen, als Einsicht in die kurz bevorstehende Kriegsniederlage oder positiv – der ‚Gustloff‘ knapp entkommen und der Beginn der verhältnismäßig unbeschwerlichen Flucht? (Dückers 2003, S. 219)

Darüber hinaus hat es sich überraschenderweise erwiesen, dass ebenfalls Freias Mutter in die verstrickt war. Zufällig erfuhr die Hauptprotagonistin von Jo, sie verdankten der kleinen Renate das Überleben. Sie habe in dramatischen Umständen am Hafen eine Nachbarin mit einem Satz „Die ham gar nich mehr den Gruß [den Hitlergruß – N.C.] gemacht“ (Dückers 2003, S. 249f.) angezeigt, was Jo und Renate endgültig die Gelegenheit brachte, mit dem Minensuchboot ‚Theodor‘ statt mit der versunkenen ‚Gustloff‘ zu fliehen (vgl. Kamińska 2010, S. 154).

Nach dem Tode der Großeltern unternahmen Freia und Paul die Wohnungsauflösung von Jo und Mäxchen, während deren sich eine weitere unwiederholbare Chance bot, die fortdauernden Leerstellen in der familiären Narration über tatsächliche politische Gesinnung der Großeltern während der NS-Zeit näher zu erfassen. Sie stießen auf eine überwältigende Masse von Erinnerungsstücken, die auf die nationalsozialistischen Ansichten der Großeltern verwiesen (vgl. Ebnotter-Perry 2012, S. 73). So erfahren sie u.a. auch, dass die Großeltern dank der Parteimitgliedschaft außer der Reihe an Bord der ‚Theodor‘ genommen wurden und dass sie überzeugte Nationalsozialisten waren (vgl. Kamińska 2010, S. 156):

Paul und ich hatten viel herausgefunden über unsere Mutter und ihre Eltern in den letzten Wochen vor und während der Wohnungsauflösung, staunend hatten wir Kisten und Kästen geöffnet, Briefe gelesen, Postkarten und Fotos betrachtet, und doch schien alles erst ein Anfang zu sein. Die Geburt von Christians und meiner Tochter stand bevor, und Paul und ich knieten vor Bergen von Dingen, die wir nie gesehen hatten, die nie erwähnt worden waren, die uns als einzige Spur geblieben waren, denn Jo und Mäxchen waren nicht mehr da. (...) wenn wir bloß erst einmal durchkämen durch diese schiere Masse an Erinnerungsstücken aller Art! (Dückers 2003, S. 55–57)

Nach dauerhaftem Stöbern sind sie auf „Postkarten vom Führer, (...) ein ovales Katzenauge fürs Fahrrad mit einem eingravierten Hakenkreuz und mehrere in der Handschrift meiner Mutter verfaßte Vorschriften für eine Gratulation an Göring zur Geburt seines ersten und einzigen Kindes (...) und *Mein Kampf*“ gestoßen (Dückers 2003, S. 262). Nicht nur die Tatsache, dass die Großeltern so eine Lektüre zu Hause besaßen, versetzte die Protagonistin in riesigen Schock. Vielmehr war für sie zutiefst erschütternd, dass das Buch von einem solchen Belang für die Großeltern war, um es mit auf die Flucht mitgenommen zu haben (vgl. Dücker 2003, S. 262).

Freia konnte es nicht glauben, wie wenig von ihrer persönlichen Vorstellung in das reale Bild ihrer Familie reinpasste. Erst als erwachsene, mündige Frau begreift sie, dass es trotz der offensichtlichen Verlogenheit im familiären Diskurs doch Anzeichen für tatsächliche politische Gesinnung der Großeltern gab. Freias

junges Alter sowie bedingungslose Liebe und Mitleid mit Jo und Mäxchen brachten falsche Auslegungsschlüsse oder gar keinen tieferen Überlegungsbedarf. Es verstand sich von sich selbst, eigene Familienmitglieder als unschuldige, makellose Menschen wahrzunehmen (vgl. Dückers, Carl 2004, S. 8f.):

Mir fiel plötzlich auf, wie viele kleine grenzwertige Äußerungen ich doch von ihnen kannte, doch nie hatte ich diese bisher zu einem stimmigen Gesamtbild zusammengefügt, nie wäre ich früher in den Sinn gekommen, Mäxchen und Jo als Nazis zu bezeichnen. Mein Großvater mit seiner Prothese und seinem wunden Stumpf hatte bei uns seit jeher uneingeschränkte Liebe und Zuneigung erhalten, und wenn Jo von der glücklichsten Zeit ihres Lebens berichtete, wirkte sie mädchenhaft-naiv. Oft Erzähltes wie die berühmte Bananengeschichte ließen sie zwar nicht heldenhaft, aber doch mitfühlend erscheinen. (Dücker 2003, S. 263)

Die Krankheit der Großmutter und der Weg zu überraschenden Entdeckungen in der Familie waren ein wichtiger Bestandteil des Werdegangs der Hauptprotagonistin. Für Freia lag jetzt endlich die ganze Wahrheit über ihre familiäre Geschichte auf der Hand vor, aber gleichzeitig wuchs die mentale Kluft zwischen ihr und ihren Eltern und Großeltern. Sie wurden ihr immer fremder, sobald sie ein sah, ihr Bruder und sie seien ihr ganzes Leben lang im verlogenen Erinnerungsraum aufgewachsen. Sie standen vor der Herausforderung, die traumatische Familiengeschichte kritisch anzugehen und ihre Last bei der Identitätsbestimmung zu entkräften. Für sie bedeutet es jetzt, dass sie eine, auf neuen Fakten basierende Identitätsform bauen müssen, um mit der familiären Geschichte klar zu kommen (vgl. Martinec, Nitschke 2009, S. 254). Das Bedeutungsgehalt des Gefundenen ist für die Protagonistin von Belang. Es liegt ihr daran, „sich die Vergangenheit intellektuell ‚anzueignen‘, um sich dann physisch ‚davon zu trennen‘. Sie arbeitet an deren Entsorgung, Entmaterialisierung“ (Stüben 2006, S. 179).

Ein anderer Handlungsstrang, dem Tanja Dückers umfassend nachgeht und dem eine wichtige Funktion zukommt, ist das Motiv der Reisen nach Polen, die sowohl von der Mutter der Protagonisten, als auch von Freia selbst unternommen wurden (vgl. Ächtler 2009, S. 277). Die Reise in die Herkunftsorte der Vorfahren dient der Selbstbehauptung der Hauptfigur, indem sie der Familiengeschichte und der Familie selbst gegenüber ein geordnetes Verhältnis aufbaut (vgl. Ächtler 2009, S. 284).

Nach dem überraschenden Selbstmord von Onkel Kazimierz aus Polen, bei dem auch Renate oft zu Gast war, fasste Freia den Entschluss, sich nach Warschau zu begeben. Von dieser Reise erhoffte sie sich eine Aufdeckung seiner Beweggründe (vgl. Stüben 2006, S. 183). Sie hatte vor, dank Treffen mit Bekannten von Onkel Kazimierz einiges Vages noch zu erhellen, was ihrer Mutter früher nicht gelungen war. Die ersten Eindrücke nach der Ankunft in Warschau schildert sie folgendermaßen, indem sie vor allem ihre Desorientierung, eine gewisse Verzweiflung und Kriegsassoziationen hervorhebt:

Die stalinistischen Bauten zur Rechten und zur Linken verfehlten ihre Wirkung nicht auf uns; während ich neben dem plötzlich schweigsamen Wieland herlief, merkte ich, wie ich mir selber immer unwichtiger, kleiner und verlorener auf dieser Meile vorkam. Die gigantische Kreuzung, Folge weggebombter Häuser, das unheimliche, traurige Gelächter aus einem Eingang, die breite Straße, über die schon die deutschen Landser nach Osten, die Rote Armee nach Westen und die Polen von einer Straßenseite auf die andere marschiert waren. (Dückers 2003, S. 152)

Sie begreift das Ausmaß der menschlichen Tragödie, die sich an diesem Ort ereignet hatte. Es geht in ihrem Bewusstsein auf, das alte Bild der Stadt wurde völlig aufgelöst und auf ihren Trümmern ist eine ganz neue Stadt, ohne alte topographische und gesellschaftliche Bestandteile, entstanden:

Auf erschreckende Weise wurde mir klar, daß der Plan der Nazis, einen Vernichtungskrieg im Osten zu führen, hier in Erfüllung gegangen war. Und auf dem Fleck Erde stehend, der einmal das Warschauer Ghetto gewesen war, wurde mir vielleicht ansatzweise die Dimension der Auslöschung seiner früheren Bewohner bewußt, die weit über ihre physische Vernichtung hinausging: Kein sinnlicher Eindruck vermittelte noch ihre Existenz. (...) hier standen nicht einmal neue Häuser anstelle der alten, sondern eine Stadt war verschwunden und eine neue aus dem Boden gestampft worden. (Dückers 2003, S. 171)

Die Protagonistin bewunderte das Tempo, die Dimension der Rekonstruktion und des Wiederaufbaus Warschaus, an dem nichts mehr, bis auf Denkmäler, auf den Zweiten Weltkrieg schließen ließ. Trotzdem konnte sie nicht den Eindruck loswerden, dass in dem makellosen Bild der Stadt der Drang steckt, alles Vergangene zu beseitigen. Ihrer Vermutung nach, sei dies vielleicht ein Mittel, um sich selbst und andere zu überzeugen, von nun ab beginne ein neues Kapitel in der Geschichte und was vorher war, verflüchtige sich hinter der Grenze des Realen. Gerade dieses starke Bemühen zeugte davon, dass das Schmerzhaftes in der Geschichte zwischen Deutschen und Polen mittels rekonstruierter Architektur verdrängt wird, aber paradoxerweise nicht verschwindet: „deshalb wich die Beklommenheit einfach nicht von mir, daß das doppelte Ungeschehen-Machen, erst der Deutschen, dann der Polen, die die barbarische Zerstörung unsichtbar machen wollten (...) gerade in der Makellosigkeit des Wiederaufbaus glänzte für mich der Schmerz“ (Dückers 2003, S. 172).

Die Aura der Stadt wirkte sich auch auf das innere Wohlbefinden der Hauptprotagonistin, die zu ihrem Entsetzen feststellte, sie habe die Hauptstadt und das Warschauer Ghetto ohne gewünschte tiefere Reflexionen beobachtet. Sie betont den Qual, zu der Vergangenheit keine emotionale Haltung einnehmen zu können. Ihrer Meinung nach, sei die Zerstörung der Stadt und ihre Rekonstruktion danach zu perfekt gewesen (vgl. Stüben 2006, S. 183f.):

Die Leere, die Abwesenheit, die ich immer noch spürte wie ein unsichtbares Gift, flirrend in der Luft, hatte sich auf mich gelegt. Seltsam leidenschaftslos lief ich durch die Stadt, begegnete

ihrer Leere mit Leere, mit einer stumpfen Freudlosigkeit, die mir das pittoreske Schloß Wilanów, die Wasserspiele und vieles mehr zu einer beliebigen, grauen Kulisse geraten ließ. Daß ich nichts empfinden konnte, entsetzte mich. Ich konnte keine Verbindung aufnehmen mit alledem, was in dieser Stadt geschehen war. (Dückers 2003, S. 172f.)

Eine weitere Reise nach Polen, die Freia diesmal mit ihrer Mutter unternahm, führte nach Gdynia. Die letzten Seiten des Romans enthalten eine Art chronikalische Berichterstattung aus diesem Besuch, während dessen die beiden Frauen Spaziergänge durch die nicht besonders veränderte Stadt, Strände und Promenaden machten und sich gewissermaßen innerlich näherkamen, indem sie offen über ihre Erlebnisse, Gefühle und die Beziehung zu Onkel Kazimierz sprachen.

Auf einer solcher Wanderungen kam Renate mit einem kurzen Satz in ihre quälenden Erlebnisse aus der Flucht im Januar 1945 zurück: „Freia, als ich das letztmal hier war, herrschten zwanzig Grad minus...“ (Dückers 2003, S. 295). Dadurch entbrannten auch die Erinnerungen Freias an Erzählungen ihrer Großeltern, die sie schon aus der Kindheitszeit so detailliert kannte. Auch diesmal fühlte sie sich durch die Erscheinung bestürzt, sie habe keine tiefere Identifikation mit diesem Ort empfunden und keine Parallele zwischen dem Gegenwärtigen und Vergangenen erfassen können:

Und ich dachte an Jos Beschreibungen der Januartage des Jahres 45, dachte wieder an die Schwarzweißbilder, die ich von der Stadt und dem Hafen kannte. Für einen Moment wurde mir schwindelig. Vielleicht, weil ich wieder starke Bewegungen in meinem Bauch spürte, vielleicht, weil mir meine Umgebung auf einmal vollkommen unreal vorkam. Die Tatsache, daß es jetzt Hochsommer war und wir auf Besuch in einer Art polnischem Mallorca waren, drang nicht recht zu mir durch. Die Fotos, die Erzählungen waren meine Wirklichkeit gewesen, und ich wußte nicht, wie ich sie auch nur im entferntesten mit dieser gelösten Strandatmosphäre in Übereinstimmung bringen sollte. Mir schien, jemand könnte gleich eine Leinwand vor mir hochziehen, hinter der die Gustloff zum Vorschein kommen würde, das Schiff von dichtgedrängten, in dicke Mäntel und Schals gehüllten Menschen umgeben, am Horizont schwarzer, hochaufgetürmter Cumulonimbus. (Dückers 2003, S. 295f.)

Im Beitrag von Meike Herrmann kann man die Anmerkung finden, „die gemeinsame Reise von Mutter und Tochter nach Gdynia erscheint wie der Abklatsch einer Spurensuche. Hier wird nichts gesucht und nichts gefunden“ (Herrmann 2004, S. 150). Ob diese Feststellung aber wirklich zutrifft, ist angesichts der gesammelten Bemerkungen an der kommenden Textstelle und ihren eventuellen Deutungsvorschlägen nicht ganz plausibel. Ewelina Kamińska dagegen vertritt die Meinung, die Reise sollte wie eine Katharsis wirken. Die beiden, Renate und Freia, scheinen sich einander angenähert zu haben, auch wenn Freia nicht die Perspektive und den Erinnerungskonstrukt der Mutter teilt (vgl. Kallweit 2005, S. 181). Ein Tanker auf dem Meer im Sonnenuntergang ist für Renate sehr bedeutungsträchtig, wobei Freia ihm keine längere Aufmerksamkeit schenkt. In doppelter Hinsicht hat Freia doch etwas gewonnen: Antworten auf aufdringliche Fragen

(vgl. Kamińska 2010, S. 155). Bei einem solcher ehrlichen Gespräche machte die Hauptprotagonistin überraschenderweise noch eine wichtige Entdeckung, nach der sie die ganze Zeit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit strebte, nämlich die ihre wissenschaftliche Arbeit beschäftigende Wolkenformation Cirrus Perlucidus:

Da entdeckte ich auf einmal etwas. Ich griff nach meinem Minifernglas und starrte in den Himmel. Eine Wolke, wie aus Seide, aus unendlich fein verschütteter Milch, aus Spucke, durchsichtig wie der so eigenartig fleischlose Körper von Quallen und doch deutlich erkennbar ihre Räder, dort oben, in ich schätze 15 000 Meter Höhe, leicht bewegt. (...) ich zitterte, ich verschob eine Unzahl von Bildern, ich spürte meinen Herzschlag in meinen Schläfen. (Dückers 2003, S. 303)

Jens Stüben verdeutlicht diese Symbolik folgendermaßen:

Die Zeichenhaftigkeit des ‚Perlucidus‘ wird dadurch bekräftigt, dass Freia den gesuchten Cirrustypus genau in dem Augenblick entdeckt, als der letzte Rest von Geheimnis, der die Wahrheit verschleiert hat, schwindet, nämlich am Pier von Gdingen – genau dort, wo der Kampf um die letzten Plätze auf der ‚Theodor‘ stattfand, genau dann, als die Mutter im Angesicht des einstigen Tatorts ihren seelischen Zustand, ihre Zweifel an ihrer ‚Lebensberechtigung‘, der Tochter offenbart. Dies ist die zentrale Stelle des Romans. Freias meteorologische Entdeckung korrespondiert also mit ihrer Erkenntnis des innersten Kerns von Renates Lebenstragik. (Stüben 2006, S. 182)

Dieses Motiv der so lange gesuchten Wolke kann ebenfalls im übertragenen Sinne des Geschichtsspeichers behandelt werden. Der Doktorvater der Hauptprotagonistin erfand den Begriff und erörterte mit ihm „die schwebende Grenze zwischen subjektiver und objektiver Geschichte, zwischen Faktum und Empfindung“ (Dückers 2003, S. 307). Daraus erschließt sich, dass „selbst Wetterphänomene in diesem Zusammenhang als Gedächtnismedien fungieren [können]“. Ihre Aufgabe sei demzufolge, symbolische Kluft zwischen Geschichte und Geschichten zu überwinden (Ächtler 2009, S. 296).

Die Bilder des seltenen Wolkentypus korrespondieren in diesem Falle mit Bildern, die z. B. während der Wohnungsauflösung der Großeltern Auslöser für den Sich-Erinnern-Vorgang waren. So wie die junge Meteorologin ihren Wolkenatlas aus Wolkenfotos zusammenstellt, so macht sie dasselbe mit dem Familiengedächtnis, um ihm ein kohärentes Bild zu verschaffen (vgl. Stüben 2006, S. 178). Das Motiv begleitet den Werdegang der Protagonistin, motiviert durch den Drang zur „Durchsichtigkeit“ und „geistigen Klärung“ (Kallweit 2005, S. 180). Wenn also Wolken stellvertretend die Familiengeschichte symbolisieren, bedeutet dies gleichzeitig, die Hauptprotagonistin möchte, dass die Vergangenheit ihrer Familie „so transparent ist, dass sie dem Blick nichts verbirgt. Freia gibt sich mit den von Harald Welzer so bezeichneten ‚unscharfen Bildern‘, jenen ‚konturlosen, vagen‘ Vorstellungen von den ‚Rollen und Handlungen‘ der Zeitzeugen, die in Gestalt ‚nebulöser, fragmentierter Geschichten im Familiengedächtnis‘ abgelegt sind“ „nicht zufrieden“ (Stüben 2006, S. 181).

Deswegen legt die Autorin den Fokus auf die Schuldfrage derjenigen, denen aufgrund ihrer Fluchterfahrung auch die Opferrolle zugewiesen werden könnte. Dückers bricht eindeutig mit dem „Mythos vom verleugneten Leiden unschuldiger deutscher Ostflüchtlinge“ (Stüben 2006, S. 188). Sie schreckt nicht davor ab, unbequeme Fragen nach der Schuldverstrickung und Mittäterschaft auch der Vertriebenen zu stellen, die in die Geschichte als ‚Hitlers letzte Opfer‘ (Franzen 2011) gegangen sind. Gleichzeitig hält sie sich nicht davon ab, den Unschuldigen in dieser Gruppe ihr Mitgefühl aufzubringen. Sie transportiert also die Metaphorik des durchsichtigen Cirrus Perlucidus, der oft gegenüberstehende Pole des Subjektiven und Objektiven, des Faktums und der Empfindung zusammenschließt und damit ihr Zusammenleben ermöglicht. Dies veranschaulicht, „in der nationalen Erinnerung der Deutschen [haben] Schuld(wissen) *und* Leid(erleben) ihren Platz“ (Stüben 2006, S. 188f.).

Zusammenfassend kann man sagen, dass im Roman von Tanja Dückers ein durchaus kompliziertes und gestörtes Familienbild erscheint. Das agierende Individuum bleibt die Erlebnisgeneration, in verschiedener Hinsicht durch den Nationalsozialismus und dessen Folgen in Form von Flucht und Vertreibung aus ehemaligen deutschen Gebieten betroffen. Den Nachfolgern dagegen wird die beklemmende Nur-Zuhören-Position an den Peripherien des familiären Dialogs zugewiesen, mit der sie sich anfangs zufriedenzugeben scheinen. Während die naiven Kinder erwachsen werden, beginnen sie zu begreifen, dass zwischen dem Wissen, das ihnen in der Schule vermittelt wurde und den in der Familie tradierten Inhalten eine Kluft besteht, die sie zu überwinden versuchen. Was auffällt, ist die Unzulänglichkeit der Familien, ein geordnetes, auf ehrlichem Dialog basierendes Verhältnis aufzubauen, in dem Kontroverses oder Schamhaftes nicht verschwiegen und aus dem Gedächtnis nicht verdrängt wird. Deswegen wachsen die jungen Protagonisten im Schatten der Lügen und Geheimnisse auf und schaffen sich aufgrund dessen ein falsches, verzerrtes Bild jeweiliger Familienmitglieder und ihrer Schicksale. Die Narration kann man als einen Versuch lesen, eine neue, durchs private Recherchen in alten Fotos und Dokumenten beglaubigte Geschichte der Familie herzustellen. Erst auf dieser Grundlage ist die Ausgestaltung der Identität denkbar. Das Leben der Protagonisten wird in hohem Grade durch Begriffe ‚Verlust‘ und ‚Mangel‘ bestimmt, der in Form vom Erinnerungsmangel aufkommt, unter dem die Figuren eigentlich lebenslang leiden und der zur Verunsicherung und Unzulänglichkeit herbeiführt, ihre Identität unerschütterlich bestehen zu lassen.

Es erweist sich darüber hinaus auch, dass die Reisen in den Osten, um den Spuren der Familie zu folgen, nichts viel Entdeckungswertes bringen. Die Figuren stoßen auf verfallene Gebäude, fremde Menschen, Orte und Überbleibsel der Geschichte, mit denen sie sich kaum identifizieren können und die keinen deutlichen Einschnitt in Biographien ihrer Familien darstellen. Die Besuche liefern jedoch die Erkenntnis, trotz eines Teiles des Gedächtnisses und der Ge-

schichte beraubt worden zu sein, doch zumindest ein kleines Stück der Vergangenheit und Erinnerung zurückgewonnen zu haben. Man kann vermuten, dass in diesem Aspekt Freia, die Hauptfigur in *Himmelskörper*, doch etwas gefunden hat. Es gelang ihr, sich ihrer Mutter und ihren Geheimnissen anzunähern und eine für ihre wissenschaftliche Tätigkeit relevante Entdeckung einer seltenen Wolkenformation zu machen. Die steht jedoch im übertragenen Sinne dafür, das Gegensätzliche in Einklang gebracht zu haben, nämlich die Multiperspektivität im kollektiven Gedächtnis und der Erinnerung zu gewahren. Trotz dramatischer Wendepunkte, Lügen und schmerzhafter Geheimnisse „konzeptualisiert *Himmelskörper* ‚Geschichte‘ nicht als ausgeweglosen Schicksalszusammenhang, sondern als ein zukunftsoffenes Narrativ, das zahlreiche Bewältigungsmodelle enthält“ (Blasberg 2006, S. 174). Deswegen unternimmt Freia den Versuch, eine Vergangenheit zu erhellen, die nicht ihre eigene ist, aber trotzdem im festen Zusammenhang mit ihrer Identität steht (vgl. Steinbrink, Wer sucht, der findet. Tanja Dückers beobachtet seltene Wolkenformation. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6082&ausgabe=20030). Man könnte von der Annahme ausgehen, gerade in dieser Distanz steckt die Stärke der Generation, eine neue, unparteiische Narration im historischen Diskurs einleiten zu können. Deswegen ist sie auch diejenige, die trotz ihrer auch tragischen Erfahrungen, doch ein neues Licht auf die Problematik der Schuld- und Opferrolle der Deutschen wirft.

LITERATURVERZEICHNIS

Primärliteratur

Dückers T. (2003), *Himmelskörper*, Berlin.

Sekundärliteratur

Ächtler N. (2009), *Topographie eines Familiengedächtnisses: Polen als Raum der Gegenerinnerung in Tanja Dückers' Roman Himmelskörper*. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies, H. 3, S. 276–298.

Blasberg C. (2006), *Erinnern? Tradieren? Erfinden? Zur Konstruktion von Vergangenheit in der aktuellen Literatur über die dritte Generation*. In: Birkmeyer J., Blasberg C., *Erinnern des Holocaust? Eine neue Generation sucht Antworten*, Bielefeld, S. 165–187.

Dückers T., Carl V. (Hrsg.) (2004), *Stadt Land Krieg. Autoren der Gegenwart erzählen von der deutschen Vergangenheit*, Berlin.

Ebnother-Perry E. (2012), *Erinnern ist Frauensache? – Frauen als ‚Erinnerungsspeicher‘ in Tanja Dückers' Roman Himmelskörper*, New Mexico.

Eigler F. (2005), *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*, Berlin.

Franzen K.E. (2011), *Die Vertriebenen. Hitlers letzte Opfer. Mit einer Einführung von Hans Lemberg*, Berlin.

Ganeva M. (2007), *From West-German Väterliteratur to Post-Wall Enkelliteratur. The End of the Generation Conflict in Marcel Beyer's Spione and Tanja Dückers' Himmelskörper*. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies, H. 2, S. 149–162.

- Giesler B. (2007), *Krieg und Nationalsozialismus als Familientabu in Tanja Dückers' Generationenroman Himmelskörper*. In: Koch L., Vogel M. (Hrsg.), *Imaginäre Welten im Widerstreit. Krieg und Geschichte in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Würzburg, S. 286–303.
- Haberl T. (22./23.03.2003), *Meine Version ist die richtige*. In: Berliner Zeitung.
- Herrmann M. (2004), *Spurensuche in der dritten Generation. Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust in der jüngsten Literatur*. In: Frölich M., *Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen: zur Gegenwartsbedeutung des Holocaust in Israel und Deutschland*, Frankfurt a.M., S. 139–157.
- <https://repository.unm.edu/bitstream/handle/1928/20766/Erinnern%20ist%20Frauensache%3F%20Frauen%20als%20Erinnerungsspeicher%20in%20Tanja%20D%C3%BCckers%20Roman%20Himmelsk%C3%B6rper.pdf?sequence=1>
- Kallweit S. (2005), *Cirrus Perlucidus und die Einsamkeit zwischen zwei Generationen. Tanja Dückers' Roman Himmelskörper als Beitrag zum kulturellen Gedächtnis*. In: Bartl A. (Hrsg.), *Verbalträume. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Augsburg, S. 177–186.
- Kamińska E. (2010), *Die nötige historische Distanz der Enkelgeneration. Tanja Dückers' Roman Himmelskörper*. In: Gansel C., Zimniak P. (Hrsg.), *Das „Prinzip Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989*, Göttingen, S. 149–160.
- Leonhard N. (2006), *Zwischen Vergangenheit und Zukunft: Die Erinnerung an den Nationalsozialismus im Verlauf von drei Generationen*. In: Birkmeyer J., Blasberg C., *Erinnern des Holocaust? Eine neue Generation sucht Antworten*, Bielefeld, S. 63–80.
- Martinec T., Nitschke C. (2009), *Familie und Identität in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M.
- Pyper J. (2004), *Die zukünftige Bedeutung des Holocaust aus Sicht der dritten Generation*. In: Frölich M., *Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen: zur Gegenwartsbedeutung des Holocaust in Israel und Deutschland*, Frankfurt a.M., S. 222–233.
- Steinbrink G., *Wer sucht, der findet. Tanja Dückers beobachtet seltene Wolkenformation*, http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=6082&ausgabe=200306
- Stüben J. (2006), *Erfragte Erinnerung – entsorgte Familiengeschichte. Tanja Dückers' „Wilhelm Gustloff“ – Roman Himmelskörper*. In: Beßlich B., Grätz K., Hildebrand O. (Hrsg.), *Wende des Erinnerns? Geschichtskonstruktionen in der deutschen Literatur nach 1989*, Berlin, S. 169–189.
- Welzer H., Moller S., Tschuggnall K. (2002), *„Opa war kein Nazi“*. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt a.M.

Natalia Chodorowska

THE IDENTITY OF THE THIRD GENERATION IN THE NOVEL HIMMELSKÖRPER WRITTEN BY TANJA DÜCKERS

(Summary)

The object of the article is the novel *Himmelskörper* written by Tanja Dückers, the representative of the third post-war generation. The discourse in the family communication and memory space, the relation to family members from the experience generation, as well as the trips in the home towns of the forefathers in the former eastern territories of Germany turn out as important fields of the search for the post-war generation's identity. The question is asked how memories of the Second World War and the post-war period are constructed in the family context, how the representatives of

the third generation deal with the family's past. In addition, the role of the return to the home towns of the grandparents and parents for the descendants and whether these journeys lead to the constitution of the feeling of self is analysed.

Keywords: the identity of the third post-war generation, the discourse in the family communication, memory space, the former eastern territories of Germany